



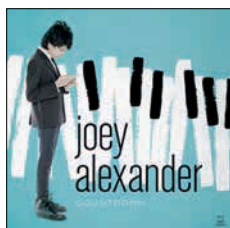
Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Steps Ahead, Steppin' Out; Mike Mainieri (vib), Bill Evans (ts, ss), Chuck Loeb (g), Tom Kennedy (b), Steve Smith (dr), WDR Big Band Cologne; Jazzline/Delta

Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, bis sie zusammenfinden würden: Steps Ahead und die WDR Big Band. Immerhin arbeiteten die Kölner schon mit Michael und Randy Brecker, Mike Stern, Hiram Bullock, Metro und anderen Fusion-Größen; Steps Ahead wiederum war „die“ Fusion-Band der 1980er-Jahre. Von Mastermind Mike Mainieri 1979 als „Steps“ gegründet und 1982 in „Steps Ahead“ umgetauft, bestand die Band mit wechselndem Personal – von Victor Bailey bis Rachel Z – bis Mitte der 1990er-Jahre und kam auch später noch sporadisch zusammen. Am Treffen mit den Bläsern der WDR Big Band beteiligten sich Mitglieder aus verschiedenen Etappen der Bandgeschichte, um Stücke wiederaufleben zu lassen, von denen eines („Sara's Touch“) sogar bis in die Vorgeschichte zurückreicht.

Michael Abene, langjähriger Leiter der Big Band, hat das Material bearbeitet – es nicht allein ins Großformat gebracht, sondern gehörig aufgefrischt. In den Liner-Notes erfährt man, dass er und Mainieri seit über 50 Jahren befreundet sind, entsprechend sorgfältig und liebevoll gemacht wirken seine Arrangements. Er weitet das Klangspektrum aus, findet Stimmen und Gegenstimmen, kongeniale Intros (z. B. das Blech in „Pools“, das Holz in „Self Portrait“) und Einschübe, subtile harmonische Lösungen und Ruf-Anwort-artige Wechsel zwischen Solisten und Sections, die selbst einen Band-Hit wie „Oops“ (vom Album „Modern Times“, 1984) in neuem Licht erscheinen lassen. Außer den Steps-Ahead-Stars kommen auch die WDR-Solisten eindrucksvoll zu Wort, etwa wenn Bill Evans und Paul Heller sich einen packenden Chase-Chorus liefern („Oops“). Wenn Steve Smith im nahöstlich gefärbten „Beirut“ (von „Magnetic“, 1986) allerdings ein südindisch geprägtes Drum-Solo mit dem typischen rhythmisierten „Konnakol“-Gesang unterbringt, entbehrt dies nicht einer gewissen Komik.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★

Joey Alexander, Countdown; Joey Alexander (p), Larry Grenadier (b), Dan Chmielewski (b), Ulysses Owens jr (dr), Chris Potter (ss); Motéma/Membran

Wunderkinder werden uns ja mit schöner Regelmäßigkeit angepriesen. Zu Thilo Sarrazins Freude und Bestätigung stammen diese meistens aus asiatischen Gefilden, vornehmlich aus China. Nun also eines aus Indonesien. Und wer sich mit ihm beschäftigt, was dank Youtube sehr ergiebig ist, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Joey Alexander, heute 13-jähriger Pianist aus Jakarta, greift schon seit einigen Jahren so gekonnt und beseelt in die Tasten, dass selbst Agnostiker versucht sind, an Seelenwanderung zu glauben. Nein, da spielt kein durch endlose Lehrstunden gedrillter Knirps, da verzaubert ein Medium ganze Säle voller verwöhnter Jazzfans. Bei der diesjährigen Grammy-Gala sorgte er für Begeisterungstürme, bei seinen Trio-Partnern immer wieder für Erstaunen und Bewunderung. Er zitiert nicht nur die komplexesten Jazzstandards (ganz ohne Noten), er improvisiert und interagiert mit Gefühl und Temperament. Bereits mit zehn Jahren brillierte er mit einem umwerfenden „Round Midnight“-Solo im berühmten New Yorker Lincoln Center und hinterließ ein ebenso verblüfftes wie begeistertes Publikum, inklusive der auf der Bühne gebannt lauschenden Big-Band-Musiker.

Wie schon auf seinem Erstlingswerk „My Favorite Things“ wird Alexander auf „Countdown“ von hochkarätigen

Musikern begleitet. Larry Grenadier, der schon für Brad Mehldau, Mark Turner und Chris Potter die Bass-Saiten zupfte. Letzterer beim fast zwölf Minuten langen Hancock-Klassiker „Maiden Voyage“ mit dem Sopransaxofon dabei. Am Schlagzeug Ulysses Owens, der sich vor allem als Drummer des Star-Bassisten Christian McBride einen Namen gemacht hatte.

Gleich mit drei eigenen – starken – Kompositionen stellt sich der kleine Joey dem Vergleich mit Klassikern wie Coltranes „Countdown“, Charlie Chaplins „Smile“ und Billy Strayhorns „Chelsea Bridge“. Selbst vor Thelonious Monks „Criss Cross“ schreckt er nicht zurück. Es ist übrigens ein Monk-Stück gewesen, das er mit sechs Jahren aus dem Gedächtnis als erstes auf seinem neuen Keyboard gespielt haben soll. So berichtet zumindest sein jazzbegeisterter Vater, durch den er von klein auf mit den Klängen von Miles, Monk und Coltrane vertraut war.

Bleibt abzuwarten, wessen Seele sich nun tatsächlich den kleinen indonesischen Knaben ausgesucht hat. Es scheint, als ob er gleich alle Seligen des Jazz-Himmelreichs wieder auferstehen lässt. In jedem Fall ein großes Versprechen für die Zukunft. Und jetzt schon ein beeindruckendes Erlebnis. Wunderbar swingende, atmende Musik – selbst wenn man die unglaubliche Story dahinter völlig ausblendet.

Reiner H. Nitschke



Er versetzt die Jazzwelt in Erstaunen: der erst 13-jährige Pianist Joey Alexander

Foto: PR



Musik

★★★★★

Klang

★★★

Sidney Bechet: In Switzerland; Sidney Bechet (ss, cl); Charles Lewis (p), Les Rythmes de Radio-Genève sowie mit den Bands von Claude Aubert, Pierre Braslavsky, Claude Luter und André Réwéliotty; United Music (4 CDs)

Als der Jazz tanzen lernte, war Sidney Bechet, der vier Jahre älter als Armstrong war, bereits zur Stelle. Sein kraftvoller Sound strahlte hell wie der große Nachtstern aus Klarinette und Sopransaxophon. Sein komplexer Charakter stand ihm oft im Wege, und erst ab den 1940er-Jahren kam seine Karriere richtig in Gang. Dass er als einer der Erfinder des Jazz nicht den Ruhm Satchmos erntete, konnte er nie verkraften. Seine Grandeur zu entdecken, ist für jeden Jazzhörer – egal welchen Alters – überaus lohnend, empfehlenswert die Biografie von John Chilton und Bechets Memoiren „Treat It Gentle“. Aber die Version von „Summertime“ auf CD 1 dieser fantastischen Edition seiner Auftritte in der Schweiz 1949-1958 sagt so viel auch ohne Worte.

1919 kam Bechet erstmals nach Europa und blieb dem alten Kontinent stets eng verbunden; später wählte er Frankreich zu seiner Wahlheimat, „weil es näher an Afrika lag“. Genf, Victoria Hall, 14.05.49: Im achtminütigen „Tin Roof Blues“ blies er ein Gänsehaut-Solo, es wirkte wie die Erlösung in dunklen Zeiten, und das Publikum dankte es ihm mit tosendem Jubel. Ein paar Tage vorher war Bechet die Hauptattraktion beim Jazz Festival in Paris; endlich war es gelungen, sein Einreiseverbot nach Frankreich nach der fast einjährigen Haftstrafe von 1929 aufzuheben.

Fabrice Zammarchi und Roland Hippenmeyer sind die Verfasser dieser erstaunlichen Edition. Viele seltene Fotos und unzählige Zeitdokumente enthält das 200 Seiten starke Buch im Schubert zur 4-CD-Box. Auf Französisch erzählt der Kreole Bechet von der Zeit, als der Jazz geboren wurde. Wie ein Popstar gefeiert, zeigen diese Konzertmitschnitte auch, dass er den Idealen seines Jazz stets treu blieb.

Karl Lippegaus



Musik

★★★★★

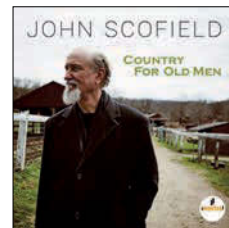
Klang

★★★★

Pablo Held Trio, Lineage; Pablo Held (p), Robert Landfermann (b), Jonas Burgwinkel (dr); Pirouet

In der Fülle der in kurzen Abständen erscheinenden Piano-Aufnahmen wird selten eine solche erstaunliche melodische und rhythmische Komplexität erreicht, wie sie beim Pablo Held Trio selbstverständlich ist. In den inzwischen bereits schon zehn Jahren ihrer gemeinsamen Arbeit haben der Pianist Pablo Held, der Bassist Robert Landfermann und der Drummer Jonas Burgwinkel die Fähigkeit entwickelt, sich mit emphatischer Energie auf den Austausch ihrer musikalischen Aktionen einzulassen. Das belegen die in diesem Zeitraum entstandenen, äußerst positiv aufgenommen insgesamt sieben Platten. Neu dazu gekommen ist jetzt „Lineage“. Darauf sind sämtlich Stücke von dem Leader, der sich über ihre Entstehung folgendermaßen äußert: „Beim Komponieren höre ich ganz klar Robert und Jonas in meinem Kopf.“ Aber das allein macht nicht ihre Faszination aus, die sich sofort bei Themen wie „Hidden“ oder „Lament“ einstellt. Sie klingen wie musikalische Botschaften im Universum fantasievoller Klangwelten, in der Pioniere moderner Jazzpianistik wie Paul Bley und Bill Evans residieren, erinnern aber mitunter auch an einen Außenseiter der Klassik wie Erik Satie. Pablo Held versteht sich bestens darauf, mit superber Anschlagkultur die Abläufe in seiner Musik zu dynamisieren. Obwohl er speziell mit den für das Trio konzipierten Stücken ins Studio ging, vermitteln die Aufnahmen das Fluidum der Unvorhersehbarkeit. Dafür sorgen die mit Helds Improvisationen korrespondierenden, aber auch überraschend erzählerisch eingesetzten Bassläufe ebenso souverän wie die permanent vom Drummer kreierte Beats und rhythmischen Strukturen. Der Ausdruck dieser exzellenten Einspielung trägt den Titel „Spuren“. Im Improvisationsverlauf entstehen subtile Motivketten, die dem melancholisch-geheimnisvoll klingenden Thema einen besonderen Groove geben.

Gerd Filtgen



Musik

★★★★

Klang

★★★★

John Scofield, Country For Old Men; John Scofield (g), Steve Swallow (b), Larry Goldings (p, org), Bill Stewart (dr); Impulse Records/Universal

Mitunter reizen Abbildungen auf Plattenhüllen zu Vergleichen, zumal dann, wenn die darin steckende Musik auf eine ähnliche Konzeption verweist. Auf dem Cover seines im Jahr 1957 entstandenen Album „Way Out West“ posierte Sonny Rollins mit lässig in den Nacken geschobenem Stetson, bekleidet mit einem legeren Anzug und einem um die Hüfte geschlungenen Patronengurt wie ein Outlaw aus einem Wild-West-Streifen. Anstelle eines Revolvers zückte er sein Tenorsax wie eine Waffe. Vermutlich war das als Erinnerung an die Cowboyfilme seiner Jugend gedacht, aber auch ein Hinweis auf seine Musik. Für seine Platte hatte er sich Western Songs wie „Wagon Wheels“ und „I’m An Old Cowhand“ ausgesucht, um sie dann gekonnt in bewegte Hardbop-Auslegungen zu überführen. Letztgenannten Titel verwendet John Scofield auch auf seinem Konzeptalbum „Country For Old Men“. Im Kontrast zum Sonny-Rollins-Cover wirkt die Hülle seiner Platte ausgesprochen friedlich. Die Abbildung zeigt den Gitarristen in der Nähe einer Farm stehend und erweckt den Eindruck, als wäre er in diesem Moment mit sich und der Welt zufrieden. Lag das vielleicht an seinem gelungenen Album mit Cover-Versionen bekannter Country-Songs? Nach dem wohligen Intro „Mr. Fool“ geht es mit Hank Williams’ „I’m So Lonely I Could Cry“ richtig zur Sache. Hier demonstriert Scofield, angefeuert durch Larry Goldings splitterhaft eingesetzte Orgelphrasen, Steve Swallows treibende Bassläufe und Bill Stewarts fiebrige Beats, zu welcher Spitzenform er auflaufen kann. Der nachfolgende „Bartender’s Blues“ mit seufzender Orgeluntermalung klingt, als würde der Mann hinter dem Tresen Stories aus seinem Leben erzählen, die durch Scofield und Goldings in musikalischer Sprache ihre Fortsetzung finden. Gelungene Versionen von Traditionals wie „Wayfaring Stranger“ und „Red River Valley“ bekunden einmal mehr John Scofields Sympathie für den Blues des weißen Mannes – wie die Country Music auch liebevoll bezeichnet wird.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Michael Wollny & Vincent Peirani, Tandem; Michael Wollny (p), Vincent Peirani (acc); Act/Edel

Gesucht haben sie sich nicht, aber gefunden, die beiden Sympathieträger der doch recht raren deutsch-französischen Jazzbeziehungen. Nach einem spontanen Duett waren sie so voneinander angetan, dass Akkordeonvirtuose Peirani den Tastenzauberer Wollny für sein Trio-Album „Thrill Box“ einlud. Jetzt kommen sie als fein eingespieltes „Tandem“ wieder. Schon auf den eigenen Platten der beiden verblüfft ja das breite Spektrum musikalischer Quellen, aus denen sie schöpfen. Jetzt führen sie ihre Faibles zusammen und spannen den Bogen weit, schaffen mit filigranem Spiel und delikatem Klangsinn aber ein stimmiges Ganzes.



Foto: Mo Wuestenhagen/ACT

Inniges Zusammenspiel: Michael Wollny und Vincent Peirani

Los geht's gleichsam ohne Titel („Song Yet Untitled“ vom Schweizer Vokalistin Andreas Schaefer), und endet mit einem versteckten Titel, dem verträumten „The Kiss“ der 70er-Jahre-Songwriterin Judee Sill. Von dem aktuellen Singer-Songwriter Sufjan Stevens stammt „Fourth of July“, geschrieben zum Tode seiner Mutter. Bei Fremdkompositionen wie „Hunter“ von Pop-Ikone Björk oder „Travesuras“ von dem Modern-Tango-Komponisten und Gitarristen Tomás Gubitsch erklingt schon auf dem Original ein Akkordeon bzw. Bandoneon, umso reizvoller, sie hier als Akkordeon-Klavier-Duett zu hören. An Samuel Barbers „Adagio for Strings“ dürfte

Film-Fan Wollny sicherlich gereizt haben, dass das Stück schon oft als Soundtrack diente, und mit Gary Peacocks „Vignette“, das dieser etwa mit Keith Jarrett und Jack DeJohnette einspielte, findet sich auch eine veritable Jazzkomposition auf dem Album.

Die beiden Partner bringen je zwei Originals mit, unter denen etwa Wollnys „Bells“ von Klangkaskaden und Clusters, Peiranis „Did You Say Rotenberg?“ von Musette-Anklängen geprägt ist. Einen etwas sparsameren Umgang mit Arpeggio-Begleitung mag man sich hier und da wünschen, aber das innige Zusammenspiel der beiden ist hinreißend.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Allan Harris, Nobody's Gonna Love You Better; Allan Harris (voc, g), Russell Hall (b), Pascal Le Boeuf (p, keyb, org), Shirazette Tinnin (dr), Freddie Bryant (g); Love Production Records/Membran

Bei seinen Streifzügen durch New Yorks Harlem sammelte Allan Harris Songs, die einst sicher in den Musikboxen zu finden waren. Dabei gibt es kein musikalisches Genre, in dem der Liebessänger des berühmten Kollegen Tony Bennett mit seiner Band Black Bar Jukebox Redux nicht überzeugen würde: Harris' Phrasierung und sonore Vokaleinsätze swingen gekonnt durch Jazzstandards wie „Moody's Mood For Love“ und „I Remember You“, Bossa-Novas und Pop-Songs von Jimi Hendrix und Steely Dan. Außerdem überzeugt der Sänger auch als Komponist veritabler Originals wie „Swing“ und „Secret Moments“.

Gerd Filtgen

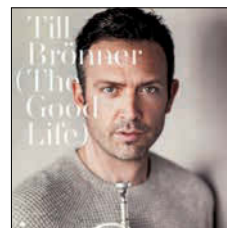


Musik
★★★★
Klang
★★★★☆

Alexander Stewart, I Thought About You; Alexander Stewart (voc), Freddie Gavita (tp), Rob Barron (p), Rob Anstey (b), Andy Chapman (dr) u. a.; Herzog/Soulfood

Er ist halt zeitlos, der swingende Crooner-Gesangsstil, und es mangelt ihm nicht an Nachwuchs. Mit dem zweiten Album meldet sich jetzt der Brite Alexander Stewart (29), der anfangs gern mit Michael Bublé verglichen wurde, dabei ist seine Stimme um einiges markanter. Wie andere auch hält er sich an einen individuellen Mix aus Standards, R&B- und Popsongs, zeigt aber außerdem ein Talent für ansprechendes Songwriting. Bei dieser Produktion gönnt er sich ein aufwendiges Klangbad und umgibt seine Combo mehrfach mit einer Big Band und/oder Streichern. Seine Version von „I Just Wanna Make Love to You“ hat sogar etwas von Ray Charles.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★☆

Till Brönner, The Good Life
Sony

Wenn Till Brönner gemeinsam mit Gitarrist Anthony Wilson, Pianist Larry Goldings, Bassist John Clayton und Drummer Jeff Hamilton Standards huldigt, dann ist das weder altbacken noch modern, sondern verströmt einen zeitlosen Charme. Stilsicher tragen die Musiker „Sweet Lorraine“ oder „Change Partners“ vor, obwohl Brönner kein großer Crooner ist. Dafür fehlt seiner sanften Stimme die nötige Ausdruckskraft, auch wenn einen das lässig groovende „Come Dance With Me“ dies fast vergessen lässt. An Trompete und Flügelhorn überzeugt Brönner weitaus mehr, zum Beispiel bei „For All We Know“.

Dagmar Leischow



Musik
★★★★
Klang
★★★★

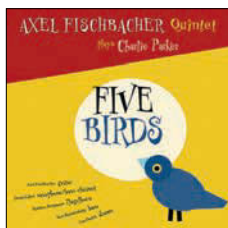
The Bad Plus: It's Hard; Reid Anderson (b), Ethan Iverson (p), David King (dr); OKeh/Sony Music

Viele Jazzblogs sind nichts als „Werbung für mich selbst“. Die Ausnahme von der Regel? Der Blog des Bad-Plus-Pianisten Ethan Iverson (dothemath.typepad.com). Wie schafft er das bloß? All diese tollen Interviews, Transkriptionen, Buchkritiken usw. Iverson komponiert viel, tourt mit dem Billy Hart Quartet und jetzt das elfte Studioalbum von The Bad Plus. 1989 raufte sich das Trio zusammen, nach nur drei Gigs kam das erste Album, und schon setzte die Mundpropaganda ein: „Nichts Neues? Ja, aber hast du schon The Bad Plus gehört, wie sie Kurt Cobain spielen?“ Knapp drei Jahre dauerte es, bis das Lob – nie zu früh und selten zu spät – auch zu Columbia vordrang.

Das Debütalbum eröffneten sie ausgerechnet mit einer Coverversion von Abba, auf dem zweiten vergriffen sie sich an Nirvana und Blondie, alsdann ließen sie Ornette Coleman gegen Black Sabbath antreten, befassten sich mit Vangelis, Bowie, Tears for Fears, Rush, Pink Floyd, Ligeti, Yes, Strawinsky... Und so ging es sehr munter weiter – immer gut kombiniert mit vielen eigenen Stücken dieses Trio Infernals. Ab „Never Stop“ von 2010 jedoch ließen die drei ihre Coverversionen ganz weg, bis man sich an Strawinskys „Sacre“ gründlich verloh. Eine reine Tribute-Band waren sie sowieso nie.

Jetzt aber legen The Bad Plus ein vergnügliches Album fast nur mit Hits vor – u. a. von den Yeah Yeah Yeahs (à la Cecil Taylor), Peter Gabriel, Cindy Lauper, Johnny Cash (à la Monk) und Kraftwerk. Erfrischend ideenreich wird dekonstruiert und reinterpretiert, das alte Erroll-Garner-Spielchen „Erkennen Sie die Melodie?“ nicht aussparend. Nur in der Mitte ein Jazzstück („Alfombra Magica“ von Bill McHenry) und als Finale Ornette Colemans „Broken Shadows“, aber über jedem neuen Versuch könnte „Wir können auch anders“ stehen. Die tönende Jukebox ist in diesem Monat fünfmal in Deutschland live zu erleben.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

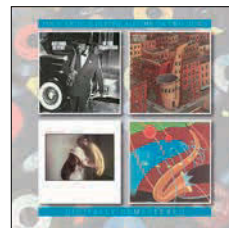
Axel Fischbacher Quintet, Five Birds; Axel Fischbacher (g), Denis Gäbel (ts, bcl), Matthias Bergmann (flh), Nico Brandenburg (b), Tim Dudek (dr); JazzSick/In-akustik

Aktiver Musiker im Terrain zwischen Rock und Jazz, Dozent, Sideman, Bandleader, Producer, Komponist von Film- und Theatermusik, Organisator von Workshops und Sessions – alle Seiten und Kehrseiten des Profi-Daseins hat der heute im Rheinland ansässige Gitarrist Axel Fischbacher (60) kennengelernt. Er lebte in Spanien, Österreich und der Schweiz, arbeitete in New York und Kanada. Stilistisch kommt er von Rock und Blues, lernte bei John Scofield und John Abercrombie, spielte Fusion in der Christoph Spendel Group, bevor er eigene Bands gründete, eigene Projekte in Angriff nahm.

Anlässlich seines elften Albums bekennt er nun: „Alle Wege führen zu Charlie.“ Gemeint ist Charlie „Bird“ Parker, dessen Musik Fischbacher sich hier in einem Quintett (daher „Five Birds“) vornimmt, das zwar ans prototypische Bebop-Format erinnert, sich mit Tenorsax/Bassklarinette, Flügelhorn, E-Gitarre aber auch deutlich genug davon absetzt.

Aus Parkers Repertoire wählt er Kompositionen, die auf den Harmonien von Standards basieren (z. B. „Donna Lee“, „Ornithology“), Versionen von Standards („Laura“, „Lover Man“), eine Latin-Nummer („My Little Suede Shoes“) und diverse Blues-Adaptionen. Womit wir beim selbst gestellten Thema wären, denn ob Blues oder Songform – Fischbacher erkundet, „wie nah die scheinbar komplizierte Charlie-Parker-Melodik oftmals am einfachen Blues ist“. Dass den Scofield-Schüler diese Fragestellung interessiert, leuchtet ein, und wenn er jetzt den Blues-Charakter in Parkers Musik hervorkehrt, bleibt sein Ton „Sco“ verpflichtet und doch eigenständig genug. Besonders schön aber, wie er den bekannten Themen einen Fischbacher'schen Stempel aufdrückt: durch Dehnen und Stauchen, überraschende Wechsel von Time und Double Time, interessante motivische Einfälle und zeitgemäße Grooves, wie in einem funky „Now's the Time“.

Berthold Klostermann

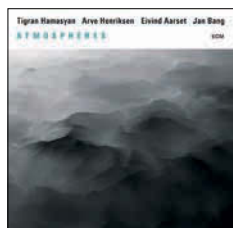


Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Arthur Blythe, Four Arthur Blythe Albums On Two Discs; Arthur Blythe (as), James Newton (fl), James „Blood“ Ulmer (g), Bob Stewart (tu), Jack DeJohnette (dr) u. a.; BGO/H'ART (2 CDs)

Mit unverkennbarem Altsax-Sound, dessen Vibrato zwischen bittersüßem Schmelz und ätzender Schärfe pendelte, und Improvisationen, die nuanciert afro-amerikanische Musik reflektierten, brachte Arthur Blythe kreative Unruhe in die Jazzszene. Auf einer Doppel-CD wurden jetzt vier seiner Alben, die er für Columbia Records in den Jahren 1977-1981 einspielte, mit neuem Mastering veröffentlicht. „Lenox Avenue Breakdown“, „In The Tradition“, „Illusions“ und „Blythe Spirit“ haben nach wie vor nichts von ihrer elementaren Wucht verloren. Blythes Ruhm kam relativ spät, denn zum Zeitpunkt der Veröffentlichungen hatte der damals bereits 40-jährige „Newcomer“ aus Los Angeles eine bewegte musikalische Laufbahn hinter sich. Durch Engagements bei legendären Musikern wie dem Pianisten Horace Tapscott, dem Drummer Chico Hamilton und dem Klangarchitekten Gil Evans hatte sich der Altsaxofonist die in seinen Soli steckende expressive Essenz erworben. Auf Arthur Blythes Columbia-Debütalbum „Lenox Avenue Breakdown“ imponieren Originals wie „Down San Diego Way“ und „Odessa“, die mit ihren musikalischen Schattierungen die emotionale Kraft seiner Arbeiten veranschaulichten. Schon zu Beginn seines späten Karrierestarts experimentierte Blythe mit diversen Besetzungen: Wichtige Musiker seiner „Electric Band“ waren die Gitarristen James „Blood“ Ulmer und Kelvin Bell. Im eher akustisch ausgerichteten Umfeld, beispielsweise bei „In The Tradition“, tauschte er sich mit dem Pianisten Stanley Cowell aus. Die fabelhaften Einsätze von Cello, Tuba und Conga speziell auf „Blythe Spirit“ erklärte dieser mit der charakteristischen Bedeutung der einzelnen Instrumente im Verlauf ihrer Musikgeschichte: Das Cello repräsentiert die europäischen Einflüsse, die Tuba legte die Basslinie in den New Orleans Marching Bands, und die Conga bezieht die afrikanische Tradition mit ein.

Gerd Filzgen



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Atmosphères. Tigran Hamasyan (p), Arve Henriksen (tr), Eivind Aarset (g), Jan Bang (samples); ECM/Universal (2 CDs)

Schon beim Blick ins Booklet wird klar: Hier gibt es nichts zu erklären, wortreich herzuleiten oder gar zu rechtfertigen. Das Coverfoto in nuancenreichem Schwarz-Weiß sagt mehr, als es jeder kluge Autor hätte tun können. Da liegt eine Hügellandschaft im sanften Nebel, ein paar Wege – oder sind es Wasserläufe? – sind bei näherem Hinsehen zu erkennen. Die Hügel sind zwar einzeln auszumachen, sie gehen aber in der Vollkommenheit der sich wie Wellen ausbreitenden Landschaft auf. Dazu auf den weiteren Seiten des Heftchens Fotos der Musiker – mehr gibt es nicht zu sagen. Also: Ohren auf!

Was der armenische Pianist Tigran Hamasyan und seine drei norwegischen Musikkollegen auf der klanglich feinst austarierten Doppel-CD im improvisatorischen Zusammenspiel erkunden, sind keine musikalischen Landschaftsbilder. Illustrativ ist auf dem Album nichts, so wenig die Musik auch über die Kreation von intensiven Sphären hinausgeht. Diese klanglichen Erkundungen wirken wie Vorspiele, die sich gleichzeitig aber dem Diktat der dramaturgischen Entwicklung verweigern. Ausgreifende Melodien sind hier zu Motiven aus wenigen Noten reduziert, am Ende oft wiederholt oder in einem ruhenden Klang verharrend.

Zehn „Traces“ legt das von Produzent Manfred Eicher eigens für dieses feinsinnige Soundprojekt zusammengestellte Quartett. Mit dem klassischen Quartettspiel, dem Wechsel von Soli oder der Rollenaufteilung im Dienste der Klangstruktur hat das nichts zu tun. Hier geht es um ein Auflösen des individuellen Mitteilungsbedürfnisses in einem musikalischen Ugrund. So lässt Jan Bang elektronische Klangessenzen aufsteigen, in die sich das Gitarrenspiel von Eivind Aarset auflösen scheint. Arve Henriksen haucht mit der Trompete die Ahnungen von Melodien dazu, die sich doch nie abkoppeln von der Dichte der von innen leuchtenden grauen Klangwolke, aus der immer wieder neue Lichtreflexe kommen.

Tigran Hamasyan schafft mit kleinen Schritten große Klangräume.

Die CD startet („Traces I“) mit einer dieser elektronischen Klangwolken, sanft und unvertrauend. Ein Klavierton tritt hinzu, die Terz, dann bis zur Quinte und zurück zum Grundton. Kleine Schritte für das Instrument, große jedoch im Klangkosmos. Oder das vorletzte Stück, „Traces X“: Wie von weit her rollt eine Klangwelle heran. Sie wird bis zum Ende nicht lauter werden. Die Trompete setzt ihre vorsichtigen Klangerkundungen dazu. Das hat durchaus die Spannung eines Science Fiction Sounds. Aber auch hier gilt: Diese Musik ist kein Aufbruch zu einer Bilderreise. Sie bewegt sich in einer Sphäre, in die sich der Hörer gleiten lassen kann. Und dann ist es eine Frage der Entscheidung, ob man den minimalen Bewegungen folgen oder der Verführung nachgeben möchte, sich ganz vom Klang umgeben, ihn ins Unbewusste zu lassen, um sich einem sanften Rausch hinzugeben.

Zum guten Spannungsbogen eines Albums gehören natürlich auch Stimmungswechsel. Die vier Musiker fügen denn auch einige Akzente in ihre Klangwelt ein, die durch teils schnelle Tonwiederholungen entstehen. Zwischen ihre musikalischen Wegabschnitte legen die vier zudem einige Klangspuren des armenischen Nationalkomponisten Komitas. Auch dessen Melodien geleiten sie in Sphären, wo sie aufgehen in einem Klangraum, der der Zeitlosigkeit entgegen zu schweben scheint.

Johannes Schmitz

Foto: Reiner H. Nitschke



Musik

★★★

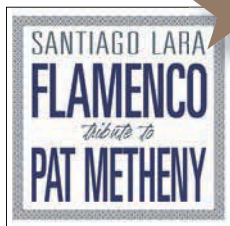
Klang

★★★★★

Raben: Tot in New York; The Dyed Blondes, Ibadet Ramadani, Bernhard Conrad (2014); MDG

Wortreich schildert das Beiheft zu „Tot in New York“ die Motivation des Theater-, Hörspiel und Filmautors Oliver Held, ein Hörspielerlebnis, das er selbst im Jahr 1982 in seinem VW Käfer an der Grenze zwischen WDR- und NDR-Land hatte, mit seinen heutigen Zeitgenossen zu teilen. „Tot in New York“ ist das Werk von Peer Raben (vielfacher Filmkomponist für Fassbinder) und Jean Jacques Schuhl. Sowohl Noten als auch Originalbänder sind laut Held verloren. Also trommelte er Musiker der Berliner Jazzszene zusammen und bat den Komponisten und Theatermusiker Michael Emanuel Bauer, der Mitarbeiter des 2007 verstorbenen Raben war, nach einem Kassettenmitschnitt der WDR-Produktion von 1982 eine Neufassung zu erstellen. SchauspielerIn Ingrid Caven, Ex-Frau Fassbinders, hatte 1982 die Hauptrolle gesungen: eine Sängerin, die mit ihrer Band im Hotelzimmer auf den Auftritt in der Carnegie Hall wartet, als die Radiomeldung eines Attentats auf David Bowie die Stimmung verunsichert. Der bei der Neueinspielung mitwirkende Trompeter Nikolaus Neuser bezeichnet „Tot in New York“ als „Trash-Musical“. Und damit trifft er den Kern der Sache sehr gut. Es handelt sich um eine gedankliche und auch musikalische Assoziations-Collage. So viel 80er (abgesehen von den ewigen Pop-Retros) war selten. Ibadet Ramadani singt die Songs mit klarer Chansonstimme. Und die Berliner Jazzer als „The Dyed Blondes“ spielen neu geschaffene Arrangements der Raben-Songs. Die Orchesterparts des Originals von 1982 übernimmt eine alte Wurlitzer-Kino-Orgel. Das hat einen atmosphärisch dichten Effekt. Insgesamt aber – bei aller Sympathie für den gekonnten Einsatz – fehlt dem ganzen Projekt das Zwingende, all die Mühe vermag die banale Gesamtwirkung nicht zu verdecken.

Johannes Schmitz



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Santiago Lara, Flamenco Tribute to Pat Metheny; Santiago Lara (g), Jesús Lavilla (p), Pablo Martín (b), Guillermo McGill (dr) u. v. a.; Warner

Pat Metheny aus Sicht des Flamenco – das ist nicht so weit hergeholt, wie es scheinen mag. Beim Wortpaar „Jazzgitarristen“ und „Flamenco“ denkt man noch am ehesten an Al Di Meola und John McLaughlin, dabei ist es auch schon 20 Jahre her, dass der populäre Vicente Amigo eine Komposition „Querido Metheny“ taufte (auf „Vivencias Imaginadas“, 1996). Jetzt meint Santiago Lara: „Ohne dass es ihm bewusst war, hat Pat Metheny auf geradezu übersinnliche Weise eine neue Generation von Flamenco-Gitarristen beeinflusst. Er hat längst eine Hommage von ihrer Seite verdient.“ Genau die legt er jetzt vor.

Der in Sevilla geborene und in Jerez de la Frontera aufgewachsene Lara gilt als eines der vielversprechendsten Talente in Sachen Flamenco-Gitarre. Nach einem reinen Flamenco-Album mit Eigenkompositionen und einem, das schon Latin-Jazz-Elemente zeigte, zielt er jetzt weit über das Aficionado-Publikum hinaus. Pat Metheny hört er seit Jahren, jetzt fühlt er sich reif und imstande, den amerikanischen Star und seine Musik tiefgreifend zu verstehen. Laras Musiker haben ihre Spuren bei Flamenco-Jazz-Größen wie Gerardo Nuñez oder Chano Domínguez verdient, Paco de Lucía langjähriger Saxofonist Jorge Pardo gastiert an der Flöte, hinzu kommt das typische perkussive Klatschen („palmas“) und Stampfen („zapateado“).

Lara nimmt sich acht Metheny-Stücke vor, zumeist aus dem Repertoire der Group, aber auch von Pats diversen Nebenprojekten. Schon der Opener „Minuano“, den der Meister selbst erst unlängst bei der repräsentativen Gala zum „International Jazz Day“ im Weißen Haus spielte, zeigt, wie geschickt Lara jeweils ein Höchstmaß an Metheny- und Flamenco-Charakteristik auf einen gemeinsamen Nenner bringt. Ganz organisch kommen beide „Welten“ zusammen, gerade so, als seien sie füreinander gemacht. Es musste nur erst jemand drauf kommen.

Berthold Klostermann

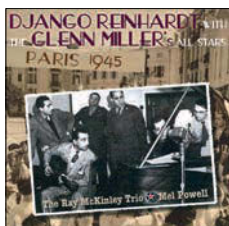


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Steve Turre, Colors For The Masters; Steve Turre (tb), Kenny Barron (p), Ron Carter (b), Jimmy Cobb (dr), Javon Jackson (ts) Smoke Sessions/Harmonia Mundi

Nur für einen Augenblick glaubt man, die Zeit wäre stehen geblieben: Steve Turre's Blues „Taylor Made“, mit dem die neue Platte des Posaunisten Fahrt aufnimmt, klingt zunächst, als wollte er an die Musik legendärer Hardbop-Granden erinnern. Schließlich waren die Bands von Art Blakey und Horace Silver, denen er zeitweise angehörte, für seine musikalische Entwicklung äußerst wichtig. Dass er sich aber mit seiner prominent besetzten Gruppe nicht in nostalgischen Schwärmereien verliert, sondern mit harmonisch neuen Ideen aufwartet, demonstriert er mit seiner Improvisation des Albumtitels und dem Thema „Joco Blue“. Flankiert von Kenny Barrons niveauvollem Pianospiele begeistern Turre's im charakteristischen Sound gebotenen Posaunen-Chorusse.

Gerd Filtgen

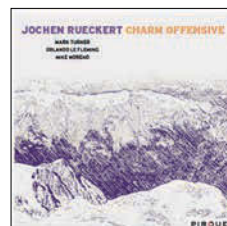


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Django Reinhardt with the Glenn Miller's Allstars, Paris 1945; Django Reinhardt (g), Mel Powell (p), Peanuts Hucko (cl), Bernie Privin (tp), Carmen Mastren (g), Ray McKinley (dr); Milan/Warner Music

Nur zwei Monate nach dem tödlichen Flugzeugabsturz Glenn Millers im Dezember 1944 gingen seine Bandmitglieder zusammen mit Django Reinhardt in ein Pariser Tonstudio. „Paris 1945“ ist eine vibrierende Reminiszenz an die bewegenden letzten Kriegstage. Die mit umwerfenden Swing interpretierten amerikanischen Standards und Eigenkompositionen der Bandmitglieder sind ein optimistisches Statement franko-amerikanischer Jazzfreundschaft. Bemerkenswert ist der recht ordentliche Mono-Klang dieser historischen Aufnahme.

Reiner H. Nitschke



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jochen Rueckert, Charm Offensive; Mark Turner (ts), Mike Moreno (g), Orlando le Fleming (b), Jochen Rueckert (dr); Pirouet

Er zählt zu den Musikern unter den Drummern – und zu den wenigen Deutschen, die in der New Yorker Szene Fuß gefasst haben. Als Sideman (z.B. von Nils Wogram, Marc Copland, Kurt Rosenwinkel) höchst gefragt, meldet sich Jochen Rueckert von Zeit zu Zeit auch als Komponist und Bandleader zu Wort. Die wechselnden Besetzungen seines Quartetts rekrutieren sich aus einem kleinen Pool angesagter Kollegen, allen voran Tenorist Mark Turner, der als einziger von Anfang an mit im Boot war. Die aktuelle Band wird durch den texanischen Gitarristen Mike Moreno und den britischen Bassisten Orlando le Fleming komplettiert. Sie alle verbindet das Ideal eines zeitgemäßen Acoustic Jazz, der auch bei komplexen Rhythmen und Harmonien nicht aufhört zu swingen.

Zusammen mit Moreno hat Rueckert südindische Formen, Rhythmen, Skalen studiert und nach Wegen gesucht, diese für westliches Instrumentarium und westliche Tonalität zu adaptieren. Den entsprechenden Kompositionen, die dabei herauskamen – darunter das Titelstück –, merkt man diesen Hintergrund nicht konkret an, ihre ungewöhnliche Themenführung jedoch fasziniert auf Anhieb. Geradezu eingängig und vertraut dagegen wirkt zunächst eine Bossa-ähnliche Nummer, die dann aber mehrfach aufgebrochen wird („5-Hydroxytryptamine“).

Rueckerts Themen machen gern von kleinen, wiederholten Motiven Gebrauch, bei denen sich ein Unisono von Tenor und Gitarre schon mal sachte verschieben und auseinander driften kann. Während le Flemings Kontrabass sonor und gelassen seine Bahn zieht, legen Turner und Moreno in ihren Solo-Parts weiche, vibratoarme, „singende“ Linien und Melodiebögen aus; allein Morenos klarer, prägnanter Gitarrensound ist ein Genuss. Bandleader Rueckert spielt sich als Drummer nie in den Vordergrund. Er bereitet seinen Musikern eine Plattform und behält doch alle Fäden in der Hand.

Berthold Klostermann